

BUNTE WELT

Nr. 21

Unterhaltungsbeilage

1934

Hoteldirektor für Singapore gesucht...

Im Vorzimmer der Agentur (Stellenvermittlung für Hotelangestellte), warteten vier Herren. Man sah, daß sie sich besonders sorgfältig angezogen hatten, aber damit doch nicht die Not verbergen konnten. Die aus den abgekühlten Stellen der schwarzen Wintertröde und aus den aufgebürsteten Hüften hervorlugte. Der genaue Beobachter bemerkte sogar, daß die tadellos gepuften Schuhe schon weidlich abgetreten waren.

Die Herren gingen nervös auf und ab. Sie musterten sich mißtrauisch. Und wenn ihre geheimen Wünsche in Erfüllung gegangen wären, so hätte es im Augenblick in diesem friedlichen Zimmer statt der vier Gemütern vier Leichen gegeben.

Die Türe, die in das Allerheiligste hübsche Sekretärin sagte: „Der Schwere, darf hübsche Sekretärin sagte: „Der Schwere, darf ich bitten . . .“

„Wir waren zuerst da!“ fielen die anderen im Chöre ein.

„Tut mir leid!“ flötete es zurück. „Der Herr Generaldirektor wünscht es . . .“ Und schon war die liebliche Vision verschwunden.

„Natürlich — Protektion“, murrt die drei. Und gingen weiter ungeduldig auf und ab.

Nach zehn Minuten kam Fritz Schwer, der scheinbar so ungerecht Bevorzugte, wieder zum Vorschein. Zuerst sah man nur seinen Hinterteil. Denn der Kopf steckte noch immer im Zimmer und es dauerte lange, bis die turnerisch vorbildlichen Verbengungen ein Ende nahmen. Von drinnen rief eine fette leutselige Stimme: Also bis nachher, lieber Herr Schwer!

Fritz schritt wie ein ungekrönter König dem Ausgang zu.

Im Café Palace blühte Fritz des öfteren nervös nach der großen Wanduhr aus Mangel, die ihm mit den schwarzen Messenzeugern geipensüß drohte. „Schon zehn Minuten darüber“, dachte er, „kommt natürlich nicht“. Resigniert sah er seine abgewetzten Nerven. „Wenn es diesmal wieder nichts wird, weiß ich mich tatsächlich keinen Rat mehr. Die letzten 100 Schilling . . .“ murmelte er vor sich hin. „Ursprünglich wollte ich davon die restliche Miete bezahlen. Es hätte zwar für zwei Monate, die ich schuldig bin, nicht gereicht, aber meine Hausfrau hätte den guten Willen gesehen. Glücklicherweise habe ich es nicht getan, sonst stünde ich jetzt ohne Kreuzer Geld da. Und es macht immer einen schlechten Eindruck, wenn man gleich das erstemal um Vorschuß ansucht.“

„Entschuldigen Sie bitte, daß ich mich etwas verspätet habe.“ Ein eleganter Herr mit graumelierten Haaren trat grüßend an den Tisch.

„Aber bitte sehr, Herr Generaldirektor, das macht ja nichts!“ sprudelte Fritz hervor

und seine Ohren glühten wie zwei rosa Glühwürmchen.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“ erkundigte sich der Herr Direktor freundlich.

„Nein, Ja. Das heißt, ich frühstücte immer so kräftig, daß ich das Mittag- und Abendessen verbinde. Ich fühle mich so am elastischsten.“ Fritz lachte kurz und höflich. (Wenn ich sage, daß mir der Magen hurt, macht das keinen guten Eindruck, überlegte er geistesgegenwärtig.)

„Dann gestatten Sie, daß ich esse, ich habe einen Mordshunger“, erwiderte der Repräsentant der Holländisch-indischen Hotel-N.G. und bestellte sich ein wahrhaft opulentes Mahl, an dessen anschließender Zusammenstellung man sofort den Radmann erkannte. (Fritz langte unauffällig nach einer Semmel.)

„Na, Prost, mein lieber Direktor!“ Der Mächtige hob gutgeleimt sein Glas. „Abgemacht — Sie kommen in spätestens vier Wochen als erster Direktor mit mir nach Singapore. Solange wird es wohl dauern, bis alle Formalitäten erledigt sein werden. Sie kennen doch unser Hotel, zumindest dem Namen nach — wer aus unserer Branche kennt es nicht —!, deshalb müssen Sie sich zwei Dinge merken, lieber Direktor: Immer Herr und immer auf der Hut zu sein! Es ist Ihnen klar, daß Sie da unten schon in Ihrem äußeren Gehaben die Heberlegenheit der gesanten weißen Masse dokumentieren müssen und daß naturgemäß in einem so riesigen Betrieb verschiedene dumme Elemente, die aber nicht leicht und vor allem nicht sofort als solche zu erkennen sind, denn das kommt nur in schlechten Kriminalromanen vor, versuchen, im Frühen zu fischen. Und für den entstandenen Schaden ist der Direktor selbstverständlich verantwortlich! Deshalb: Keine Gefühlsduseleien und — Vorsicht! Menschenkenntnis, das ist es, was unser Beruf erfordert. Ich wiederhole: Der Kontrakt gilt für fünf Jahre. Sie erhalten ein Jahresgehalt von 12.000 holl. Gulden, freie Reise und freie Station . . .“

„Herr Generaldirektor van Osten! Zum Telefon!“, rief der Boy.

„Einen Moment bitte, ich bin gleich wieder retour!“

Fritz glaubte zu träumen. Ein Märchen, in der Tat, ein Märchen! Indien . . . Tigerjagden, Elefantensherden, Dschungeln. (Ja, ja, schon als Kind hatte er Karl May am liebsten gelesen!). Und die farbigen Mädchen sollten nicht übel sein . . . Congo-villa, bring sie lebend, das indische Grabmal —, murmelte er leuchtenden Auges vor sich hin. Indien — das letzte Paradies! Lange blieb der Herr Generaldirektor aus. Sollte er vielleicht? Lächerlich. Wie mißtrauisch man doch in Europa geworden ist! (Fritz

schämte sich geradezu, nachdem er einen Blick auf den eleganten Mantel des Herrn Generaldirektor geworfen hatte.) Ein reizender Mensch dieser Orien. „Van“, na ja, wie die richtigen Holländer. Fred van Ewer, wäre auch nicht übel. Gott, konnte man wissen? Und großzügig sind diese Ausländer! Ein halbes Jahresgehalt im voraus. Anders als bei uns . . .

Trotzdem atmete Fritz erleichtert auf, als van Osten ihm wieder gegenüber saß.

„Es war der hiesige Generalkonjunkt“, erklärte Osten, „ein guter Freund von mir. Wenn Sie mitkommen, mache ich Sie im Hotel mit ihm bekannt.“

F. S. wachte dankend ab. Er dachte an seinen nicht mehr peinlich sauberen Stragen und an die Abfälle.

„Dann auf heute abend, mein Lieber! Im Imperial. Wir fertigen den Vertrag im Beisein eines zweiten Vertreters unserer Gesellschaft an Ort und Stelle aus und Sie sagen mir, wie hoch der Vorschuß . . .“

„Aber ich —“

„Bist! Ich kenne das! Ich war auch einmal jung!“, lachte gefällig van Osten und rief: Zahlen! Er griff in die Tasche und langte eine Menge fremder Geldnoten, größere und kleinere heraus.

„Zi! Aergersch! Ich habe vergessen, mein Geld umzuwechseln. Können Sie mir holl. Gulden oder Dollar wechseln, Herr Ober?“

„Bedauere sehr.“

„Das ist aber — na, schicken Sie den Boy schnell in die Bank.“

„Aun — nicht nötig . . .“, unterbrach Fritz Schwer. „Wenn Sie gestatten, Herr Generaldirektor, so lege ich den Betrag aus.“

„Ausgeschlossen!“

„Aber ich bitte Sie! Sie können mir doch das Geld am Abend wieder zurück geben!“

„Das ist wahr. Schön, leihen Sie mir für die paar Minuten die Kleinigkeit, aber Sie kommen sofort mit ins Hotel . . .“

Fritz holte klopfenden Herzens die 100 Schilling hervor, van Osten nahm sie, (ungefähr so, wie man einen Straßenbahnfahrerschein anfaßt), bezahlte und steckte den Rest ein. Fritz spürte einen kleinen Stich.

„Gehen wir!“, sagte Osten freundlich.

Auf der Straße liefen sie einer jungen Dame in die Quere, die den Gruß des Herrn Generaldirektor freudig überrascht erwiderte. Van Osten küßte ihr die Hand und sie verknüpfte ihn in ein Gespräch, das Fritz endlos schien.

Schließlich hat van Osten um Verzeihung, daß er Fritz jetzt verlassen müsse, aber er habe mit der Dame außerordentlich

Wichtiges zu besprechen. Fritz Scher lächelte etwas dümmlich und das Auto fuhr davon.

Der 99prozentige Direktor des Equitable Hotels in Singapore blieb verstümmelt zurück. Er hatte Heimweh nach den 100 Schilling.

Im übrigen konnte ihm der Tagporker vom Imperial am ehesten genaue Auskunft geben.

„?“ „!“ — — Ein Herr Generaldirektor von Osten war im Hotel Imperial, aber auch bei der Polizei, wohin Fritz nach dem ersten Ohnmachtsanfall telephonierte, vollständig unbekannt.

Am nächsten Morgen klopfte Emmi, das Mädchen. „Ein Expreßbrief!“

Wirren Auges starrte Fritz auf das elegante große Kubert der Holl.-indischen Hotel-A.-G. Dann las er:

Baden bei Wien. Datum.

Zehr geehrter Herr!

Aube rekonstruieren wir Ihnen die „ausgeliehenen“ 100 (Hunder!) Schilling.

Sie werden selbst zugeben müssen, daß Ihnen zur Leitung eines internationalen Hotels jede Eignung fehlt.

Wie sollen wir Vertrauen zu Ihnen haben, wenn es einem — Ihnen gänzlich unbekanntem — Menschen gelingt, Ihnen schon nach knapp einer Stunde Geld zu entlocken?

Wissen Sie nicht, daß der Beruf eines Hoteldirektors vor allem Geistesgegenwart verlangt? Glauben Sie, daß Sie, bei Ihren geringen psychologischen Fähigkeiten und Ihrer sträflichen Vertrauensseligkeit, auf einem so schwierigen Posten in Singapore mit Erfolg bestehen könnten, wenn Sie bereits dem plumpesten und einfachsten Hochstaplertrick ausfallen? !!!

Wäge Ihnen diese Episode eine Warnung sein!

Hochachtungsvoll

Jan Meeder,

Bevollmächtigter Direktor der Holl.-indischen Hotel-A.-G.

„Nun, werde ich bald Direktoris in Singapur?“ fragte Emmi, die noch immer neugierig in der Türe stand.

„Hören Sie auf! Man soll sich mit den Wilden nichts anfangen!“ murmelte Fritz und schämte den Brief verächtlich auf das Nachtschreiben.

Manches von der Großartigkeit der Pariser Plätze entzamt, wie anderswo, kaiserlicher oder königlicher Prunkhaft; in seiner Gesamtheit ist das Stadtbild von Paris doch der Ausdruck der im Kampf errungenen, gefestigten und sich in Reichthum ausbreitenden Bürgermacht. In Paris hat die bürgerliche Kultur zuerst ihren höchsten Gipfel erreicht. Jahrzehntelang war Paris führend in der bürgerlichen Mode wie im bürgerlichen Geist, war der Lehrmeister des Fortschritts, der demüthet die Freiheit und der Feindschaft.

Und da ist es stehen geblieben.

In der Tat, das Pariser Leben, die französische Kultur von heute ist im wesentlichen eine Kultur von gestern. Es war die reichste, die reifste Kultur des Bürgertums, die sich da in seiner Blütezeit entfaltete — sie hat sich seither nicht weiter entwickelt. Gewiß, Paris hat die neuen Erfindungen aufgenommen: das Telephon, das Auto, das Radio; aber die Mehrzahl der Häuser in den inneren Bezirken haben noch immer kein Badezimmer, keinen Raum zu gesundem Wohnen, der Pariser kennt keinen Wanderausflug, Massen- und Körperkultur, selbst gewisse Sportzweige finden erst in den Kinderstühlen. Paris hat sich die moderne Technik angeeignet, aber es hat sie nur äußerlich angenommen, sie nicht mit seinem Wesen verschmolzen. Paris ist eine heraufstehende Großstadt; aber diese Stadt hat eine kleinbürgerliche Seele.

Da gehen sie, die berühmten Madinetten, die prägnanten, nicht immer hübschen, aber immer reizvollen Mädchen und Frauen von Paris. Man sagt ihnen nach, daß sie nichts als Liebe im Kopfe hätten, daß ihr etwas so rot gefärbter Mund den Stroh der letzten Nacht noch auf den Lippen, schon dem nächsten Abenteuer entgegenlächelt. . . . So wenigstens sieht es in den Romanen. In Wirklichkeit kommen die Madinetten von anstrengender Arbeit in Bekleidungs- oder Büro und wenn sie so auf der Straße gehen oder in der U-Bahn fahren, gibt es keine Frau der Welt, die strenger ihre Augen behütet, weniger kokettiert und weniger zugänglich scheint. Daß man in Paris jede Frau auf der Gasse ansprechen kann, ist eine Legende; man kann es viel weniger als in Wien. Nur weil sie schon vor vierzig Jahren das tat, wozu heute jede Frau auf der ganzen Welt bereit ist, nämlich: einen Geliebten zu haben, kam die Pariserin in den Ruf der leichtfertigen Liebe. In Wahrheit hat auch sie, unter dem Manteil der lächelnden Lippen, tief drinnen eine kleine, bürgerliche Seele.

Und abends kehren diese Frauen heim, in ihre Mauerdienstuben und ihre Kleinbürgerhaushalte, die sie mit einem ungepflegten, ungalanten Mann teilen — denn auch die Tatsache, daß die Französin zwar in der Arbeit dem Manne gleichgestellt ist, aber weder das Wahlrecht, noch die gleichen bürgerlichen Rechte hat, gehört zur Kultur von gestern. Dort leben sie, in endlosen Mietswirbeln rings um die Stadt, richtiger Gürtelstädte, in deren weitem Umkreis sich allmählich Paris in die Provinz verliert. Die Arbeiter wohnen dort, die revolutionäre Tradition der eintigen Pariser Vororte hat sich dahin zurückgezogen, aber auch die geruhigen Sitten der Kleinstadt beginnen hier und Sonntags gehen die Leute angeln. Das Leben in Paris ist heute teurer, teurer als in vielen andern Ländern, teurer selbst, sagt man, als in London: das kommt davon, sagen die Volkswirtschaftler, daß Frankreich die Goldwährung nicht verlassen hat. Sie mögen recht haben, die Volkswirtschaftler, aber die Leute in den Pariser Vorstädten können von dieser Erklärung nicht abheben; sie plagen sich redlich und schimpfen

Paris — heute

Von Top.

Paris: Ziel aller Sehnsucht, Babel aller Tünden, rauchende Metropole des Luxus und des Kastens: das ist Paris — wie es war. So dachten, so träumten unsere Väter von ihm und schmalzten vieltragend mit der Junge, die, die nie dort gewesen waren, schmalzten am innigsten.

Paris, heute: diese Stadt vibriert nicht bloß von Gemüthen. Das Leben ist dort nicht leichter, die Menschen nicht froher als anderswo. Oh, gewiß, es gibt noch Reichthum in Paris. Oh, gewiß, die vornehmen Geschäfte in der Rue de la Paix, die noblen Restaurants, die Luxuslokale, die den höchsten Grad der Vornehmheit erreicht haben, nämlich: nicht auffallend zu sein, die sind alle da und es scheint nicht, daß sie demächst bankrott machen werden.

Wo aber sind die anderen Reize dieser Stadt, die neben ihrer Feinheit einst ihren Ruf ausmachten, die Stätten der Leichtigkeit, des Gemüthes, des Geistes. Längst ist die Pariser Boheme eine romantische Sage geworden. Der Montmartre, auf dem sie einstmals zu Hause war, ist heute ein Bezirk der Vergnügungsindustrie, kleine Kabarets, Ringel-Tangel, Kinostür an Tür, „Pariser Nachleben“ für amerikanische Reisende, kein Pariser geht dort hin. Dann ist das Volk der Künstler und Literaten auf den Montparnasse überziedelt: da gab es noch vor wenigen Jahren Kaffeehäuser, in denen berühmte Autoren und Maler, stadtbekannt Originals und geistreich-boshafte Kritiker bei einem Glase Bier herbiert wurden, das die anderen bezahlen mußten. Auch das ist, bis auf wenige Reste, vorbei. Der Krieg und die Politik haben die Deutschen aus Paris vertrieben (als Emigranten kamen sie wieder, aber die bilden ein anderes, ein ganz eigenes Volk), die Kräfte und die Weisheit die Skandinavier. Ihren Platz im Völkergemisch dieser Weltstadt haben andere eingenommen: Japanische Studenten, Marokkaner, Annamiten, Neger — noch immer ist Paris die internationale Stadt der Welt. Aber die einen lernen und die anderen arbeiten in den Fabriken. In den Pariser Poul-

vards sieht man noch immer gemächlich vor dem Kaffeehaus, auf der Straße, bei einem billigen Glas Bier. Aber wenn du dort die Fremde suchst, so siehst du dort nichts als traurige Fremdenmädchen, die genau so aufgedomert und arm sind wie überall. Unter den Dächern von Paris lacht man noch immer, man kann es noch hören und da, aber man hungert mehr als früher.

Und dann gehst du durch die Straßen und es fällt dir auf, daß man fast keine modernen Gebäude sieht. Draußen in den Vororten stehen zahllose ungebaute Mietshäuser, billig und schmucklos, und immer neue wachsen dazu; Paris selbst ist eine alte Stadt. Alt sind die engen Gassen der inneren Viertel, in denen jeder Winkel hippokratischen Wert, aber keine Lust und kein Licht hat, in denen jedes Haus in der Geschichte steht, aber keines in der modernen Hygiene. Alt sind auch schon die breiten Boulevards, die herrlichen weiten Plätze mit den vielen Denkmälern, diese ganze ungeheure Fülle an Verickdung und Raum, die Paris' wahren Reichthum und Glanz ausmacht. Und wie man plötzlich aus der Enge jener Gassen in die Größe dieser Räume tritt und überwältigt ist von diesem Uebergang, so birgt sich in dem Gesagten auch ein innerer Zusammenhang. Seine Erkenntnis führt uns tiefer hinein — zum Verständnis von Paris.

Die Leute aus den engen Gassen, in denen jedes Haus ein Stück Geschichte ist, dieses Volk von Paris, ist einmal aus seinen Gassen herabgestiegen und hat eine große Revolution gemacht. Damals erkämpfte es die Menschen- und Bürgerrechte, das politische System der persönlichen Freiheit, das dann im Laufe des 19. Jahrhunderts sich ganz Europa unterwarf. Freilich, der großen Revolution folgte die napoleonische Militärdiktatur, dann die Wiederherstellung der Bourbonenherchenschaft, folgten noch einige Könige und noch einige Revolutionen. Ihr Ergebnis aber war: Frankreich, das Land der großen bürgerlichen Revolution, wurde das erste Land, in dem sich die bürgerliche Herrschaft vollendete.

weidlich: auf die Regierung, auf die bestochenen Parlamentarier, auf die Bankiers, auf die Verleger... Ein Name taucht auf, den man heute überall hören kann, ein Name, der ein Inbegriff geworden ist: Stavisky — ah, Stavisky, dieser Lump...

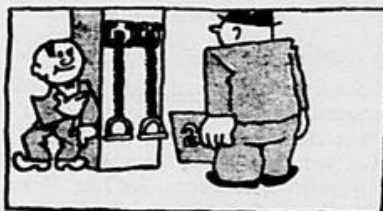
Paris, heute, vibriert unter der Affäre Stavisky. Es hat einen Aufruhr gegeben, ihrzeitwegen, Lote, Verwundete, mehrere Regierungskreisen, einen Generalsireif — alles wegen Stavisky. Man kann in Paris heute nicht reden, kann über Paris heute nicht schreiben, ohne daß man von Stavisky spricht.

Paris hat die erbärmlichste, die käuflichste Presse der Welt; für diese Presse ist die Affäre Stavisky seit Monaten der große Gegenstand des großen, nimmermüden Geschreis. Zeitungen führen Untersuchungen auf eigene Faust. Zeitungen interviewen Gangsters und stürzen Minister. Zeitungen beschuldigen Ehrenmänner und verteidigen Galunken. Zeitungen verdienen an dem toten Stavisky, wie sie von dem lebenden

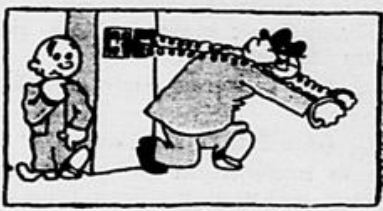
Bestechungen nahmen. Seit dem Panama-Skandal, seit der Dreifus-Affäre war solch ein Aufsehen nicht da. Diese Affären gigantischer Korruption haben das bürgerliche Frankreich erschüttert; sie gehören zu ihm, wie die Rehrseite zur Medaille der Ehrenlegion, wie der kapitalistische Schmutz zum bürgerlichen Reichthum, der aus den Pariser Palästen zu uns spricht. Aber es ist ein Unterschied: in den Panama-Skandal, in die Dreifus-Affäre waren Politiker verwickelt, Geldleute, Generale, Richter — in der Affäre Stavisky taucht neben ihnen zum erstenmal der Berufsverbrecher, der Gangster, der Mörder auf. Jene waren Affären der bürgerlichen Glanzzeit, diese ist ein Skandal des bürgerlichen Verfalls, nur vergleichbar den Korruptionen der Könige, ehe die Revolution kam und Korruptionen und Kronen hinweglegte.

Paris, heute, vibriert unter seiner großbürgerlichen Oberfläche, bis hinein in seine kleinbürgerliche Seele. Es vibriert Unbehagen, wie unter der Ahnung kommenden Umsturzes.

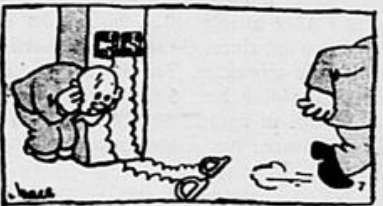
Erzenter



„Wollen Sie nicht versuchen?“



„Hat der Muskel!“



Schöne Befehung.

Spuf im Hinterhof

Ein Erlebnis von Dstar Maria Graf

Bislang habe ich immer geglaubt, nur auf dem Lande, auf verstaubten Einden, in verstaubten Häusern und wackelnden Fenstern, in Sumpfen und einsamen Korstücken würde so etwas wie Spuf vielleicht noch möglich sein. Voriges Jahr im Herbst aber habe ich ein ähnlich gruseliges Erlebnis auch in der Stadt gehabt.

Das war in einer noch ziemlich lauen Oktobernacht. Am Himmel leuchtete zwar der Mond, doch er verschwand immer wieder hinter den dunklen, massigen Wolken, die der Wind dahertrieb. Ich sah vor meiner Schreibmaschine im Atelier bei offenem Fenster und arbeitete ungehört. Ab und zu hörte ich die Trambahn läuten und jurren, eiserner Autos tuteten, langsam jedoch wurde es still und stiller und schließlich weinte nurmehr der Wind im verlassenen Hof. Dieser Hof, in welchem sich die Werkstätten eilicher Gipsformatoren befinden, ist der hinterste und verborgenste. Man muß von ihm aus zuerst durch den Torgang des Mittelhauses und kommt in den Vorderhof; hat man diesen durchschritten, muß man wiederum durch den Torgang des Vordergebäudes und gelangt endlich auf die Straße. Ich kann also sagen, daß ich ziemlich versteckt wohnte. Keine Glocke führte zu mir, kein Brief- und Telegraphenbote erreichte mich nachts, niemand.

Mit diesem Hof habe ich übrigens vor Jahren einmal eine sehr nette Geschichte erlebt und ich muß sie erzählen, weil sie mit dem Nachfolgenden ein ganz klein wenig was zu tun hat. Nämlich einmal — es befand sich damals in einer Werkstätte noch das Büro — hörte ich tief in der Nacht unter meinem Atelier Männerstimmen und leuchtete zum Fenster hinunter.

„Was ist denn los?“ fragte ich, und drei Männer antworteten, sie seien Büroangestellte, ob ich so gut sein möchte, sie beim Haustor hinzulassen. Sie hätten bis jetzt an der Bilanz gearbeitet und haben keinen Schlüssel.

„Ja, bitte, warten Sie,“ sagte ich, schlüpfte in eine Poppe, ging hinunter und ließ die drei also aus dem Haus.

Am andern Tage in der Frühe weckte mich ein aufgeregtes Gerede der Gipsformatoren. Ich horchte genauer und erfuhr dadurch, daß in der vergangenen Nacht im Büro eingebrochen wor-

den war. Dreihundert Mark, viele Brief- und Invalidenmarken hatten die Diebe entwischt und — ich hatte ihnen arglos das Haustor aufgeschlossen. Es läßt sich denken, daß ich seit dieser Zeit vorsichtiger geworden war, wenngleich die Gipsformatoren kurz darauf ihr Büro in ihre Wohnung verlegten und in den Werkstätten nichts mehr zu holen war. —

In jener windigen Oktobernacht vorigen Jahres nun hörte ich auf einmal ein sehr verdächtiges, ratterndes Geräusch, das sich unregelmäßig wiederholte. Kurzerhand nahm ich die Zuglampe, ging ans offene Fenster und leuchtete hinab in den dunklen Hof. Da plötzlich flog etwas großes Schwarzes kaum meterhoch über mich weg durch die Nachtluft. Flog, gab einen seltsam schwirrenden Laut von sich und — ff-rr-ff-rr — war es weg. In meiner Bestürzung wußte ich mir nicht gleich zu helfen, zitterte leicht, und jetzt, als ich endlich imstande war, in die Richtung zu leuchten, in welche das grauhäutige Ding geflogen war, sah ich nichts mehr, hörte aber wieder das Rattern. Es war fast so, als freige ganz hinten jemand über die manushohe Mauer. Ich besann mich kurz, dachte hin und her, rief eiliche Male in das Dunkel, suchte mit meiner Lampe herum — still war es wieder. Nichts entdeckte ich.

Ich überlegte: „Eine Mücke kann es nicht gewesen sein. Die fliegt doch nicht. Und für einen Vogel war das Ding viel zu groß... Und ein Mensch? ... Dummes Zeug, Unsinn! ... Du hast dich geirrt, bist überreizt.“ Trotz alledem konnte ich mir aber doch nicht ausreden, daß ich tatsächlich etwas gesehen hatte, fand keine einleuchtende Erklärung und — weiß der Teufel — es lief mir auf einmal kalt über den Rücken hinunter. Ich schloß das Fenster und schlug den Vorhang vor.

„Quatsch! Blödsinn!“ schimpfte ich mich schließlich selber. „Und im übrigen, was geht das mich an... Mein Haus ist's nicht, mögen sie da drinnen machen, was sie wollen.“ Ich ging abermals an die Schreibmaschine und arbeitete mit Gewalt weiter. Nach einer Weile wurde ich wieder ganz ruhig. Nach etlichen Stunden hatte ich die Sache wieder vergessen. Draußen heulte der Wind jetzt viel stürmischer.

Ich nahm wie gewöhnlich meine Briefe und wollte sie zum Postkasten bringen. Während ich über die Stiege hinunterging, fiel mir plötzlich das schwarze Ding wieder ein und ein leichtes Gruseln stieg in mir auf. Ich trat aus der Tür des Atelierhauses. Der Mond stand halb hinter den Wolken und entschälte sich langsam. Der Wind blies heftig kreisend. Ich ging mit schnellen Schritten auf das Tor des Mittelhauses zu, dessen einer Flügel weit offen stand und da — entsetzlich — hörte ich plötzlich hinter mir wieder dieses Schwirren in der Luft, drehte mich jääh um, schaute auf und sah das schwarze, grauenhafte Ding direkt auf mich zufliegen. Ich jagte mit einem wilden Satz hinter den Torflügel, faßte mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, meine Hände und blieb starr in meinem Versteck stehen. Mein Herz stockte und schlug alsdann trommelnd, ich zitterte wie Espenlaub und wagte kaum zu atmen. Das Schwirren kam näher — ff-rr-ff! tat es — einen heftigen Schlag an die Außenwand des Torflügels hörte ich, dann ratterte es tragend und war still. Wie gelähmt stand ich und konnte keinen Laut hervorbringen, keine Bewegung machen. Meine Briefe waren mir aus der Hand geklitten, ich spürte Eiskälte in allen Gliedern und brauchte eine gute Weile bis zur nächsten Ueberlegung. Ich horchte und horchte. Still, grauenhaft still war es. Ich ermannete mich endlich und schob mich ganz leise an den Rand des Torflügels, bog meinen Kopf über die Kante und — was glauben Sie, was ich sah?

Ein aufgeschpannter Regenschirm lag auf dem Boden und schaukelte leicht hin und her.

**Jeder Parteigenosse
liest das Parteiblatt!**

Atteste

Von Tristan Bernard

Herrn Doktor Saini-Gracy

Ich wog zweihundertfünfzig Pfund, und alle Abmagerungsmittel haben bei mir versagt. Da hat mir ein Bekannter, den der Himmel selbst mir in den Weg sandte, Ihre Adresse gegeben, sehr verehrter Herr Doktor. Ich habe Ihren Rat befolgt, Ihr System der „vernünftigen Marsch-übungen“ angewandt, und nach sieben Monaten hatte ich vierunddreißig Pfund verloren. Mit aufrichtiger Freude spreche ich Ihnen hiermit meinen Dank aus.

Larthur, Handelsangestellter.

Herrn Doktor Henri Dutarje

Ich endesgefehrter Larthur, Handelsangestellter, bezeugte hiermit Herrn Doktor Henri Dutarje meine aufrichtige Dankbarkeit. Infolge angestrengter Dauermärsche waren meine Knöchel und Füße angeschwollen. Mein guter Stern führte mich mit einem Patienten des Herrn Doktor Dutarje zusammen. Seinem Rat gehorchend, badete ich täglich drei Stunden lang die Füße und Knöchel in aufgelöster Konocde. Nach sechs Monaten waren die Schwellungen vollkommen beseitigt.

Larthur, Handelsangestellter.

Herrn Doktor Raacher

Fußbäder in feuchter Erde, die ich sechs Monate lang, drei Stunden täglich, nahm, haben mir eine schwere Erkrankung der Atmungsorgane abgezogen. Ich hatte die glückliche Eingebung, mich an Sie zu wenden, verehrter Herr Doktor, und dank Ihrer Behandlung mit Elektrizität hatte ich die Genugung, mein Leiden nach Ablauf eines Jahres fast vollkommen geheilt zu sehen.

Larthur, Handelsangestellter.

Herrn Doktor Oskar Blod,

Spezialist für Nervenleiden

Seit vielen Monaten litt ich an Nervenleiden, Halluzinationen, Schlaflosigkeit usw., hervorgerufen durch elektrische Behandlung. Die Vorlesung hat mich zu Ihnen geführt, sehr geehrter Herr Professor. Ihre Brombehandlung hat mein Leiden völlig geheilt. Ich schulde Ihnen lebenslängliche Dankbarkeit.

Larthur, Handelsangestellter.

Herrn Doktor Henri de Beaupilore

Mein Leben im vergangenen Jahre war ein unaufrichtiges Martyrium. Mein Magen bestand sich infolge übermäßigen Bromgenusses in einem Zustand, der mich das Schlimmste befürchten ließ. Der Himmel hatte Erbarmen mit mir und ließ mich Ihren Namen erfahren. Ihre Diätvorschriften, die ausschließlich auf der Ernährung von Mehlspeisen beruhen, haben meine Verdauung erheblich gebessert. Meine Dankbarkeit ist unaufrichtig.

Larthur, Handelsangestellter.

Herrn Doktor Beaumartin

Sie wünschen einen Brief über die Ergebnisse Ihrer Behandlung, um ihn der medizinischen Akademie vorzulegen. Hier ist der Bericht: doch ich weiß nicht, ob Sie ihn für Ihre Zwecke geeignet finden werden.

Vor einem Monat habe ich mich in Ihre Behandlung begeben: mein Körpergewicht war

durch eine lediglich auf Mehlspeisen beruhende Ernährung bis zu 325 Pfund gestiegen.

Sie rieten mir, ein Pferd anzuschaffen und täglich einige Stunden zu reiten. Tatsächlich hat mein Gewicht binnen drei Tagen um siebzig Pfund abgenommen.

Zitwohl: um volle siebzig Pfund. Das bin ich bereit vor der Akademie zu bezeugen. Allerdings ist zur Erklärung dieser rapiden Gewichtsabnahme die Mitteilung nötig, daß ich nur noch ein Bein habe. Bei meinem ersten Ausritt bin ich vom Pferd gestürzt, und es mußte mir das linke Bein amputiert werden.

Larthur, Handelsangestellter.

(Weredigte Uebersetzung aus dem Französischen von Quari.)

Wißt Ihr schon? . .

Die Anzahl der Sterne, die man von beiden Erdhälften mit bloßem Auge sehen kann, beläuft sich auf etwa 6000.

Artesische Brunnen verstanden die Chinesen schon vor mehr als tausend Jahren zu bohren.

Sansibar verzehrt sozusagen ausschließlich die Welt in ihrem Bedarf an Getreidemehl.

In Westindien gibt es Bananen, die so groß sind, daß drei Menschen an einer einzigen Frucht für einen ganzen Tag genug haben. Dort werden die Bananen zur Bereitung von Wein und Schnaps benutzt.

Die bei englischen und amerikanischen Namen häufige Vorsilbe „Mac“ ist gallischen Ursprungs und bedeutet ursprünglich „Sohn des“, so daß also Macdonald eigentlich heißt „Sohn des Donald“. Diese Vorsilbe wird bisweilen in Mc. abgekürzt, bedeutet dann aber auch das gleiche.

Die felsamste Nase im Tierreich besitzt der Ameisenbär, bei dem Ober- und Unterkiefer zu einer Knochenröhre verlängert sind, die ganz vorn eine kleine Mundöffnung hat, durch die der Ameisenbär die Zunge herausstrecken kann. An dieser klebrigen Zunge befestigen die Ameisen, so daß die Zunge also das wichtigste Werkzeug des Ameisenbärs ist.



Heiteres

Gerechtigkeitsrichter. Alexander Dumas wurde einmal gebeten, zur Verteidigung eines im Abend gestorbenen Gerechtigkeitsrichters 25 Franken beizusteuern. Dumas entnahm seinem Schreibpult 300 Franken mit den Worten: „Hier nehmen Sie, und lassen Sie dafür ein Duzend beerdigen.“

Der Lump. „Dieser Kerl dort drüben hat meine Ehe zerstört!“ sagt Schmidt zu seinem Freunde. „Der Lump!“ knirscht dieser. „Aber wie so denn, erzähle!“ — „Ja, er hat unser Dienstmädchen geheiratet, und seitdem kocht meine Frau selbst!“

Heimkehr. Einer wankt bummvoll aus der Bar. Nach Mitternacht. Er wankt auf einen Schutzmann zu. „Verzeihung — hopp! — können Sie mir sagen — hopp! — wo ein gewisser Herr Lennemann wohnt?“ — „Nein! Warum?“ — Der Weirumkne stöhnt: „Weil nämlich — Herr Lennemann — das bin nämlich ich.“

Ruhiges Zimmer. „Aber Frau Meier, Sie haben inseriert, daß Sie ein ruhiges Zimmer zu vermieten haben, in welchem man ungestört sein würde, und jetzt kommen Sie schon zum drittenmal in dieser Woche herein und verlangen die Miete!“

Verfehlte Wirkung. „Nein, Herr Ludwig, ich habe geschworen, nicht eher einen Mann zu küssen, bis ich verlobt bin!“ — „Ausgezeichnet, Fräulein Selga — und vergessen Sie nicht — mir Nachricht zu geben, wenn es so weit ist.“

Gut abgeschlossen. Sie (im Eisenbahnteil): „Ist zu Hause alles gut abgeschlossen?“ Er: „Ja! Aber ich habe die Schlüssel im Türschloß stecken lassen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetznitz 65 bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 187.

Von Fritz Michel, Wisterschan.

Schwarz: Ke5, La7, Sp5, g5, Bd5, e4, f5 (7)



Weiß: Ke7, Ta3, a5, Lg1, Spd4, f6, Bf2, z3 (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 184: Spd5—f6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Lösel Richard, Hochdöbern; Lerche Franz, Wolfersdorf; Hyna Josef und Franz, Hostonitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebier Emil, Tetschen; Rudolf Friedrich, Hleka Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton; Kerschhagel Josef, Schlegler Josef, sämtlich Kleinaugast; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmidt Ferdinand, sämtlich Kwikau; Trltsch Gustav und Michel Fritz, Wisterschan.

6. Bezirk. Schachwettkampf in Eulau.

Am Samstag, den 12. Mai, fand in Eulau ein Freundschaftswettkampf zwischen Krochwitz und Eulau statt, welcher mit 5:3 Punkten für Krochwitz endete.

VI. Kreis, 4. Bezirk. Bezirksmeisterschaft.

In den Vereinsturnieren der 1. Gruppe des 4. Bezirkes siegten in Hodelachen Gen. Hans Gottfried, in Mantau Gen. Hlavaš. Im Kampf um die Bezirksmeisterschaft siegte Mantau gegen Hodelachen mit 4½:3½ Punkten. Im Entscheidungskampf schlug überraschenderweise Mantau den vorjährigen Kreis(Bundes)meister Marienbad ebenfalls mit 4½:3½ Punkten.

V. Kreis. Auslosung der Kreismeisterschaft 1934.

In der 1. Runde, welche am 17. Juni stattfindet, stehen sich folgende Sektionen gegenüber:

- Komotau I. gegen Sobrusan in Bergesgrün.
- Kampfrichter Gen. Grimmer, Katharinaberg.
- Wisterschan gegen Kletscha in Schönfeld.
- Kampfrichter Gen. Steiner, Schönfeld.
- Krochwitz gegen Neustadt in Benaen.
- Kampfrichter Gen. Fleck, Tetschen.
- Warnsdorf hat in der 1. Runde spielfrei und trifft in der 2. Runde mit dem Sieger aus Krochwitz—Neustadt in Böhm. Kamnitz zusammen.
- Die 2. Runde wird am 22. Juli, die Endrunde am 19. August ausgetragen.